

Predigtreihe in den Sommerferien:
Grundfragen des Christentums heute

I. „Brauchen wir einen Gott?“

(25. August 2024 – St. Michael Wolfratshausen)

„**Brauchen wir einen Gott?**“ – mit diesem Thema beginnt heute unsere Predigtreihe in den Sommerferien. Denn wenn wir über die „Grundfragen des Christentums heute“ nachdenken wollen, dann ist das wohl die Ausgangsfrage. Brauchen wir überhaupt einen Gott? So fragen sich heute viele Menschen – besonders solche mit hohen ethischen Grundsätzen. Denn weltweit wird so oft die Religion zur Begründung von Machtansprüchen und Ausgrenzung, Aggression und Kampf herangezogen, dass gerade Menschen, die sich für Gemeinschaft, Demokratie und Menschenrechte einsetzen, häufig zu der Überzeugung gelangen, Glaube und Religion (gleich ob christlich, jüdisch, muslimisch oder was auch immer) seien eigentlich der Anfang allen Übels, durch die ein Großteil der Auseinandersetzungen überhaupt erst entstehe.

Doch selbst unter denjenigen, die bereit sind, zwischen Religion und ihrem fundamentalistischen Missbrauch zu unterscheiden, wachsen die Zweifel am Sinn von Glauben und Religion, wenn immer wieder religiöse „Hardliner“ den Konflikt mit Vernunft und Wissenschaft suchen und den gängigen naturwissenschaftlichen Theorien wie der Evolutionslehre ihre – auf biblische Texte gestützten – ideologischen Konstrukte wie den sogenannten „Kreationismus“ entgegenhalten und sogar fordern, im Schulunterricht beide Ansätze nebeneinander als Erklärungsmodelle vorzustellen – wohlgemerkt: nicht im Religions-, sondern im Biologieunterricht. Erscheint „Glaube“ da nicht nur noch als ein ideologisches System, das der Vernunft widerspricht und die Wahrnehmung der Wirklichkeit auf letzten Endes willkürlichen Vorgaben aufbaut? Wenn wir uns also weder für den fundamentalistischen Machtmissbrauch noch für vernunftfeindliche Ideologien begeistern können, dann müssen wir uns ernsthaft fragen: Wofür brauchen wir einen Gott?

Unsere Lesung aus dem Buch Exodus, die wir vorhin gehört haben [Ex 20,1-17], gibt darauf eine klare Antwort: Der Dekalog, also die Zehn Gebote, die den Kern der Gesetzesammlung des Volkes Israel bilden und nach der Darstellung im Alten Testament Mose direkt von Gott auf zwei Steintafeln übergeben wurden, stellt einen direkten Zusammenhang her zwischen dem Glauben an Gott und dem Verhalten der Menschen untereinander. Der Text beginnt: *Ich bin der Herr, dein Gott, der ich dich aus Ägyptenland, aus der Knechtschaft, geführt habe.* Dann folgen erst die „religiösen“ Vorschriften gegen Vielgötterei und Götzenbilder und zum Ruhetag und danach eine ganze Reihe von elementaren Regeln zum Zusammenleben der Menschen. Der Glaube an Gott – das kommt hier eindeutig zum Ausdruck – hat klare Konsequenzen für das eigene Verhalten. Nicht nur für das Volk Israel sind die Zehn Gebote zu einem zentralen Glaubentext geworden; auch in der christlichen Tradition sind sie einer der wichtigsten Orientierungspunkte des Glaubens. Besonders deutlich wird dieser Zusammenhang von Glauben und Leben im Kleinen Katechismus Martin Luthers, den manche der Älteren unter uns noch auswendig gelernt haben. Dort beginnt jede Auslegung eines Gebotes mit denselben Worten. So heißt es z.B. zum Fünften Gebot: *Du sollst nicht töten. Was ist das? Wir sollen Gott fürchten und lieben, dass wir unserm Nächsten an seinem Leibe keinen Schaden noch Leid tun, sondern ihm helfen und beistehen in allen Nöten.* Vielleicht müssen wir „fürchten und lieben“ ersetzen durch „achten und lieben“, weil mit „Gottesfurcht“ zu Luthers Zeit nicht die Angst vor Gott, sondern die Ehrfurcht, also Achtung gemeint war. Dann heißt die Einleitung zu jedem Gebot: *„Wir sollen Gott achten und lieben, dass ...“*

Damit wird die grundlegende Bedeutung des Glaubens an Gott im christlichen Selbstverständnis ausgedrückt. Im Glauben an Gott finden wir eine Orientierung für unser Handeln, die über das hinausreicht, was uns gerade nützlich erscheint. Auch in unserem Rechtssystem findet sich dieser Zusammenhang. Das Grundgesetz der Bundesrepublik Deutschland beginnt in einer Präambel mit den Worten: *„Im Bewusstsein seiner Verantwortung vor Gott und den Menschen [...] hat sich das Deutsche Volk kraft seiner verfassungsgebenden Gewalt dieses Grundgesetz gegeben.“*

Viele religionskritische Ansätze in der Moderne behaupten stattdessen die „Autonomie“ des Menschen, also die Freiheit, die Regeln für das eigene Leben völlig eigenständig zu entwerfen. Doch ob dieser Weg die bessere Alternative ist, kann aus der Erfahrung der Neuzeit mit Fug und Recht bezweifelt werden. So schreibt etwa Friedrich Nietzsche, der dem Christentum eine „Sklavenmoral“ unterstellt, am Beginn seiner Schrift „Der Antichrist – Fluch auf das Christentum“: „Die Schwachen und Mißbrathnen sollen zu Grunde gehn: erster Satz unsrer Menschenliebe. Und man soll ihnen noch dazu helfen.“

Dass autonome Regelwerke immer wieder zu solchen Ergebnissen führen, zeigt sich auch in dem „Sozialdarwinismus“, der mit der neoliberalen Ideologie der Wirtschaft heute weite Teile unseres Wirtschaftssystems bestimmt. So hat Ferdinand v. Hayek, einer der Väter der neoliberalen Wirtschaftswissenschaft, 1981 ganz offen in einem Interview geäußert, es gebe gegen die Überbevölkerung „nur die eine Bremse, nämlich dass sich nur die Völker erhalten und vermehren, die sich auch selbst ernähren können.“ Die Folgen dieses kalten und egozentrischen Wertesystems sind heute, gut 40 Jahre später, weltweit zu spüren. – In solchen Entwicklungen, genau wie in den Ideologien des Faschismus und des Kommunismus, wird offensichtlich, wohin es führt, wenn an die Stelle Gottes die Vergötterung des Menschen tritt, denn dann setzen die jeweils Tonangebenden ihre Ziele durch, und es fehlt ein Korrektiv, um diese Maßstäbe kritisch zu hinterfragen. Genauso gefährlich ist freilich, wenn religiöse Vorschriften zu Machtzwecken ausgenutzt werden, weil Einzelne sich die Autorität anmaßen, Recht zu setzen im Namen Gottes. Solcher „Fundamentalismus“ ist nicht (wie er sich selbst verstehen möchte) eine besonders strenge und klare Form des Glaubens an Gott, sondern dessen Perversion, weil er sich selbst an Gottes Stelle setzt, statt den Glauben an Gott als Grenze und kritische Orientierung für den eigenen Willen ernst zu nehmen. – Den besten Weg, um den Glauben vor solchem fundamentalistischen Missbrauch zu schützen, hat Jesus selbst gewiesen, wenn er alle Gebote zusammenfasst im Doppelgebot der Liebe: *Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von allen Kräften und von ganzem Gemüt, und deinen Nächsten wie dich selbst.*

Brauchen wir einen Gott? Die Frage ist damit noch nicht beantwortet, weil spätestens seit der Religionskritik Ludwig Feuerbachs der Glaube unter dem Verdacht steht, dass nicht Gott den Menschen, sondern umgekehrt „der Mensch Gott nach seinem Bild erschaffen“ habe, der Glaube also nicht anderes sei als eine Projektion menschlicher Wunschbilder. Auch wenn also nach dem Gesagten deutlich ist, wofür wir einen Gott brauchen, müssen wir uns ernsthaft der Frage stellen, ob Gott zuletzt nur eine Fiktion unserer Wünsche ist oder eine erfahrbare Realität für unser Leben. – Eine beweisbare, eindeutige oder gar abschließende Antwort darauf ist nicht möglich. Im Gegenteil: Auch für die Glaubenden ist es immer wieder eine Herausforderung, die eigenen Vorstellungen von Gott zu prüfen, ob und wie weit sich hinter den eigenen Bildern nur eine Projektion unserer Sehnsucht verbirgt. – So wie in alten Religionsbüchern und Bildern, als alter Mann mit weißem Bart über den Wolken, existiert Gott sicher nicht. Wenn wir verantwortlich von unserem Glauben an Gott sprechen wollen, müssen wir sogar sagen, dass die Aussage zu kurz greift, dass „es Gott gibt“. Als Teil der dinglichen Welt können wir Gott keinesfalls behaupten, bekennen wir ihn doch als „Schöpfer Himmels und der Erde“, also als Grundlage oder Grundkraft, die die ganze Welt trägt. (Deshalb kann der Glaube auch nicht in Konflikt kommen mit der Naturwissenschaft, die sich mit den Zusammenhängen innerhalb der Welt befasst.) – Und ob wir an Gott als eine Grundkraft glauben, die die ganze Welt und alles Leben trägt, bleibt letztlich unbeweisbar. Als Christen vertrauen wir darauf, dass diese Grundkraft, die unserem Leben Sinn und Ziel verleiht, eine Kraft der Liebe ist; und im Grunde kann nur jeder von uns selbst (und wohl immer wieder neu) seine eigene Erfahrung prüfen, ob wir die Realität dieser Kraft der Liebe spüren, die unsere eigenen Möglichkeiten und Fähigkeiten übersteigt und unserem Leben Sinn und Ziel gibt. Zeiten des Zweifels gehören zu solchem Gottvertrauen sicher ebenso wie Zeiten der Zuversicht. Und ebenso gehört dazu der Respekt vor denen, die diese Erfahrung nicht teilen oder skeptisch bleiben. Aber – bei aller Achtung vor Religionskritik und Projektionsverdacht – müssen wir uns unser Gottvertrauen nicht nehmen lassen, sondern dürfen getrost bekennen: Wir brauchen einen Gott! AMEN